

Wunschort und Widerstand

Zum Werk Uwe Timms

Herausgegeben von Martin Hielscher
und Friedhelm Marx

Wallstein

Wunschort und Widerstand
Zum Werk Uwe Timms

Wunschort und Widerstand

Zum Werk Uwe Timms

Herausgegeben von
Martin Hielscher und
Friedhelm Marx

Wallstein Verlag

Inhalt

Einleitung	9
Uwe Timm	
Die Lissabonner Nacht	11
Martin Hielscher • Friedhelm Marx	
»Die tiefste Lust an der Literatur«	
Werkstattgespräch mit Uwe Timm	23
Ulrich Greiner	
Laudatio auf Uwe Timm, anlässlich der Verleihung der Plakette der Freien Akademie der Künste in Hamburg, 9. Oktober 2017	47
Moritz Rinke	
Die Liebe in Zeiten des Uwe Timm Festrede auf den diesjährigen Schillerpreisträger, gehalten am 15. April 2018 im Nationaltheater Mannheim	55
Dorothee Kimmich	
Alltagsgeschichten, oder: Warum Frauen Rad fahren sollten. Über Dinge bei Uwe Timm	69
Julia Schöll	
Das lustvoll Unabgeschlossene. Uwe Timms Poetologie als Prozess	87

Laura Schütz	
Zwischen Unterhaltung und Aufklärung	
Uwe Timms Poetik des utopischen Realismus	
im Kontext der (Literatur-)Geschichte und aktueller	
Realismusdebatten	107
Christof Hamann	
»Die wunderbaren Wolken«	
Zur Ästhetik des Unscharfen	
in Uwe Timms Roman <i>Morenga</i>	129
Joseph Vogl	
Fabulieren, finanzieren	155
Oliver Jahraus	
Metropole – Nekropole	
Uwe Timms Berlin-Romane <i>Johannisnacht, Rot</i> und	
<i>Halbschatten</i>	161
Aleida Assmann	
Uwe Timms <i>Am Beispiel meines Bruders</i> und der Umgang	
mit deutschen Familiengeschichten 2000–2020	177
John T. Hamilton	
Erotologie: Zu Uwe Timms <i>Vogelweide</i>	195
Andrea Albrecht	
»Ein Roman ist keine Dissertation«	
Uwe Timms <i>Ikarien</i> , von den Rändern aus betrachtet	203
Martin Hielscher	
<i>Ikarien</i> – Utopie und Dystopie im Roman	
von Uwe Timm	237

Sven Hanuschek	
<i>Wir wollen uns hüten</i>	
Über die Bedeutung Arno Schmidts	
im Werk von Uwe Timm	263
Patricia Cifre Wibrow	
Warme und kalte Asche	
Das Gespenstische als Figuration	
des Erinnerns bei Uwe Timm	281
Christel Meier • Anita Schilcher	
»Der vertrauten Sprache unvertraut begegnen« –	
Uwe Timm als Spracherzieher	301
Matteo Galli	
Das plötzliche Verschwinden der Fußnoten	321
Carlos Rafael Ruta	
Über <i>Erzählen und kein Ende</i>	
Die wesentliche Verwurzelung:	
Eine philosophische Lektüre	343
Keith Bullivant	
Uwe Timm: Versuch einer Rezeptionsgeschichte	355
Beiträgerinnen und Beiträger	387

Einleitung

Seit nun schon fast fünf Jahrzehnten gehört Uwe Timms Werk zu den resonanzreichsten literarischen Projekten der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Aus Anlass seines 80. Geburtstags haben wir Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler, Autoren, Publizisten und Übersetzer eingeladen, diesen Korpus aus Gedichten, Romanen und Erzählungen, Essays, autobiographischen Büchern, Kinder- und Drehbüchern einer aktuellen Betrachtung zu unterziehen. Ihre Aufsätze und Essays bilden den größten Teil dieses Bandes. Eröffnet wird er durch eine neue, bislang in Buchform unveröffentlichte Erzählung Uwe Timms, *Lissabonner Nacht*, die der Autor uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, ein Werkstattgespräch und zwei Laudationes.

Die Begriffe »Wunschort« und »Widerstand« bilden den Rahmen von Uwe Timms vielstimmigem Werk: Es verbindet Entwürfe neuer Lebensräume mit verstörendem Widerstand gegen das Vergessen. Von *Heißer Sommer* (1974) bis zu *Ikarien* (2017) und nicht zuletzt in seinem jüngsten Buch *Der Verrückte in den Dünen. Über Utopie und Literatur* (2020) wird sichtbar, wie sehr die Frage nach dem innerweltlichen Potenzial zu einer radikalen Verbesserung der Lebenssituation von Menschen, die leiden, einer Aufhebung fundamentaler Ungleichheit und Ungerechtigkeit verhandelt wird – verbunden mit der Erinnerung an Momente in der Geschichte, die das verkörpern, was Ernst Bloch »konkrete Utopie« nannte.

Seit seiner Politisierung durch die Studentenbewegung ist Uwe Timm ein Kritiker des Neoliberalismus geblieben. Subversion und Widerstand sind weiterhin zentrale Kategorien für sein Nachdenken über Gesellschaft und ihre mögliche Veränderbarkeit. Dabei setzen die Werke selbst mit ihrer Komplexität und Vielstimmigkeit, ihrem häufig collageartigen Bau, dem Formwandel und der

Vielfalt an Motiven jeder schnellfertigen Aneignung ihren eigenen Widerstand entgegen.

Zu danken haben wir Uwe Timm, den Trägerinnen und Trägern dieses Bandes, dem Verleger Thedel v. Wallmoden, dem Team des Wallstein Verlages, insbesondere Philipp Mickat, nicht zuletzt dem Lehrstuhlteam, vor allem Simone Ketterl und Tabea Zmiskol, für die Einrichtung der Beiträge.

Im Januar 2020, Martin Hielscher und Friedhelm Marx

Uwe Timm

Die Lissabonner Nacht

Kühl, eine angenehme Kühle, gedämpftes Licht, die Holztäfelung, die Stühle, die niedrigen Tische aus Mahagoni. Die Bar war, abgesehen von den zwei älteren Männern, die an der Wand neben einer Fächerpalme saßen, leer.

Ich hatte mich auf einen Barhocker an den Tresen gesetzt. Der Barkeeper, ein junger, blonder Mann, in einer gestärkten, eng anliegenden weißen Weste, kam langsam näher.

Boa Noite, sSenhor.

Still water, please.

English?

No, German.

Wie schön, sagte der Barkeeper, dann können wir Deutsch sprechen. Ich bin Bremer. Er warf Eiswürfel ins Glas und schenkte das Wasser ein. Sie sind ein Kenner.

Na ja, sagte ich etwas ratlos.

Doch, doch. Die meisten Gäste fangen mit einem Bier an. Aber das verstellt den Geschmack für die Drinks. Hatten Sie einen guten Tag?

Nein, kann ich wahrlich nicht sagen. Ein ziemlich verrückter Tag. Eher wie ein Traum.

Darf ich fragen wieso?

Am Morgen wäre ich beinahe ertrunken. Mittags bin ich von einem Typen versetzt worden. Na ja, Typ sollte ich nicht sagen. Und nachmittags sind wir überfallen worden. Ein junger Mann hat meiner Frau ein Goldkettchen vom Hals gerissen. Und jetzt komme ich gerade von einem indischen Essen.

Wenn ich Ihnen das sagen darf: In Lissabon sollte man keine Goldketten tragen.

Es war nur ein ganz dünnes Kettchen. Ein Konfirmationsgeschenk.

Egal. Keine Ketten, keine Handtaschen, keine Ohrringe. Wenn Sie mir die Frage gestatten, ist Ihre Frau blond?

Blond, ja.

Sehen Sie, das ist das Opferschema in den südlichen Ländern. Vor einem Monat wurde einer Schwedin ein Ohrring abgerissen. Einfach so. Der Räuber dachte wohl, es sei ein Clip, aber es war keiner. Das Ohrläppchen wurde gespalten. Die Frau hat hier gessen, einen kleinen, weißen Verband am Ohr.

Gern hätte ich mir jetzt ein Bier bestellt, aber nach diesem Hinweis, dass es den Geschmack für einen guten Drink, den ich gar nicht haben wollte, verstellt, zögerte ich und bestellte mir noch ein Wasser, diesmal mit Sprudel.

Sie kennen sich auch im Wassertrinken aus. Da gilt nämlich: erst stilles Wasser, dann Sprudel, allerdings nur sanft. Wenn wir nicht die Engländer und Amerikaner hätten, müsste die Bar schließen. Die Portugiesen kennen sich im gepflegten Trinken nicht aus. Sie sehen ja, hier ist nichts los. Abgesehen von den beiden Amerikanern dort drüben. Er machte eine Kopfbewegung zu dem Tisch neben der Fächerpalme.

Aber Wein wird doch hier getrunken, sagte ich, vorzüglich, übrigens auch der Portwein.

Wein ist keine Kunst. Das ist Landwirtschaft und etwas Handwerk, Wein, Portwein, eine Frage der Lagerung, der Gärung. Die Kunst beginnt erst beim Mixen. Ein Cocktail – das ist Alchemie. Ein geheimes Wissen: die rechte Mischung, das Rühren oder Schütteln, je nachdem, und dann – der ungeahnte neue Geschmack. Bier, Wein, das ist Alkohol. Rebsorten, schön und gut, ein bisschen Lage, ja, wobei die meisten keine Ahnung haben, sie gurgeln, schmecken und sagen dann Ahh und gerieren sich als Kenner.

Er schnitt eine dünne Scheibe von der Zitrone ab, viertelte sie und warf ein Stück in das Glas Wasser. Sie waren schwimmen, fragte er, und hatten Probleme mit der Strömung?

Nein. Nicht die Strömung. Wir sind frühmorgens ans Meer gefahren, zum Strand, meine Frau und ich, mit dem Taxi. Praia

Santo Amaro de Oiras. Badehandtücher haben wir vom Hotel mitgenommen. Der Strand war so früh noch ziemlich leer. Meine Frau liegt gern im Sand, liest, gut eingeeölt, Strohhut auf dem Kopf. Ich mag nicht so lange am Strand liegen, bin bald ins Wasser gegangen. Vor mir der Atlantik, kein Wind, das Salzwasser trug mich und war von einer sanften Kühle, wenn ich jetzt den Breitengrad entlangschwimme, steige ich unterhalb von New York aus dem Wasser. Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich langsam und ruhig hinausschwamm. Plötzlich schiebt sich vom Horizont eine Wolke über das Wasser, recht schnell, obwohl kein Wind geht, eine graue, kompakte Wolke, dicht auf dem Wasser liegend, und im Nu war ich in diesem Dunst, konnte keinen Meter weit sehen, ich schwamm, wurde unsicher, um mich herum eine unheimliche Stille und kein richtiges Gefühl, wo vorn, wo hinten ist, sogar oben und unten verloren sich, nur das Plätschern, das mein Schwimmen begleitete. Ich darf sagen, ich bin ein ganz guter Schwimmer, schwimme also zügig, aber wohin? Bekomme Zweifel, ob ich aufs Land zu schwimme, stimmt die Richtung, schwimme, inzwischen außer Atem, ja, ich keuchte, ich habe gerufen, nicht Hilfe, so weit war ich noch nicht, aber Hallo. Es war, als würde jeder Laut von Watte verschluckt. Dieser Schreck, nicht zu wissen, wo man ist. Wie aus der Welt gefallen. Bodenlos. Doch dann hob sich der Nebel, das Wasser bekam eine weite Sicht, wie ein Vorhang wurde die Wolke weggezogen, zum Ufer hin weggezogen. Das Meer liegt da, als sei nichts gewesen. Ich bin ans Ufer geschwommen, erschöpft, steige aus dem Wasser, die Beine schwer, und gehe am Strand entlang, suchend, bis ich meine Frau entdeckte. Sie liegt da, den Strohhut auf dem Gesicht und neben ihr liegt ein junger Mann, der auf sie einredet und mich feindselig ansieht, als ich mich auf die andere Seite neben meine Frau lege. Betont langsam steht er auf, wirft mir noch einen verächtlichen Blick zu, reckt sich, lässt die Muskeln spielen und geht. Meine Frau hebt nur kurz den Strohhut hoch, sagt, ach da bist du ja. Was schnaufst du? Bist du gelaufen. Bei der Hitze?

Sie haben großes Glück gehabt, sagte der Barkeeper. Sie haben

Dom Sebastiao getroffen. Der Nebel. Das ist der Traum von der Wiederkehr des Königs Sebastiao. So will es der Volksglaube hier. Der König soll über das Wasser her zurückkehren. Ein junger, portugiesischer König, ein Träumer, der zu einem Kreuzzug nach Marokko aufbrach und dort 1578 mit seinen 15 000 Mann geschlagen wurde. Alle Ritter wurden getötet. Auch der König tot. Allerdings wurde sein Leichnam nie gefunden. Die Sage will, dass er eines Tages zurückkehren und Portugal wieder zur Weltmacht erheben wird. Dieser Traum, dieser Nebel ist typisch für das Land, sagte der Barkeeper.

Ist das so falsch? Kommen wir nicht aus dem Nebel der Zukunft, und das Jetzt, das Heute, verschwindet wieder im Nebel als Geschichte?

Das ist mir zu philosophisch. Darf ich Ihnen einen Drink empfehlen, der zu Ihrem Erleben passt. »Janelas Verdes Dream«. Es ist kein richtiger Cocktail und kein Longdrink. Etwas dazwischen. Wodka mit Zitronensaft und einem Schuss Pfefferminzsirup. Das Maß, die Zubereitung, ist natürlich ein Berufsgeheimnis. Aber Ihnen verrate ich es.

Pfefferminzsirup, nein, dachte ich, aber jetzt ein Bier, ein Pils, so bitter kühl, dieser Moment, dieser Genuss, wenn durch den Schaum der erste Schluck der bitter flüssigen Kühle kommt.

Er sah mich erwartungsvoll an. Es ist meine Kreation, sagte er. Also gut, ich probiere ihn.

Wie sind Sie hierhergekommen, fragte er. Zufall?

Nein, ich hoffte, jemanden hier zu treffen. Ich war schon mittags in der Bar vom Museum für Antike Kunst. Aber er war nicht da. Er hat mich versetzt.

Glauben Sie mir, die Portugiesen nehmen es mit der Zeit nicht so genau. Das ist meine Erfahrung. Und leider auch nicht mit den Abmachungen.

Wie sind Sie denn hierhergekommen?, fragte ich ihn.

Er schüttete, wenn ich richtig mitzählte, vier Becher Wodka in den Shaker, dann zwei Becher Zitronensaft und einen Löffel grünen Sirup. Pfefferminz. Drei Eiswürfel. Er schüttelte in einer

rhythmischen Bewegung den silbernen Shaker. Die Liebe hat mich hergeführt.

Eine Portugiesin?

Er schüttelte heftiger, kam für einen Moment aus dem Rhythmus und sah mich einen Moment verwundert, ja, so schien mir, enttäuscht an. Nein, mein Freund, er arbeitet bei der Fluggesellschaft. Er schüttelte. Der Zitronensaft und der Wodka verbinden sich gut, man muss nur lange schütteln. Bernardo habe ich in München kennengelernt. Ich war Keeper im Traders Vic's, und er war auf Geschäftsreise im Bayerischen Hof. Kennen Sie Traders Vic's?

Ja. Ich komme aus München.

Er entfernte das Eis, holte ein Glas aus dem Eisschrank und goss das Getränk hinein, schob es mir über den Tresen zu. Erwartungsvoll sah er mich an.

Saúde!, sagte ich und nippte und überlegte, was ich sagen sollte, egal, wie das Gesöff schmeckte. Ich nahm einen Schluck, bewegte ihn vorsichtig, aber doch sichtbar im Mund. Ich musste mich nicht verstellen, es schmeckte gut. Ich sagte, wirklich gut, wie eine kühle Wolke.

Das gefiel ihm. Ich wusste, Sie sind ein Kenner. Die meisten Touris, die hierherkommen, haben keine Ahnung.

Ich bin kein Tourist.

Darf ich fragen, was Sie in die Stadt geführt hat?

Eine Veranstaltung.

Sind Sie Wissenschaftler?

Nein, ich schreibe, schreibe Romane.

Sagen Sie mir doch bitte Ihren Namen.

Ich nannte meinen Namen und fügte gleich hinzu, den Namen müsse man nicht kennen. Und er sagte dann auch nicht etwas so Anbieterndes wie, kommt mir bekannt vor, oder, habe ich schon mal gehört. Die meisten hoffen, sie könnten etwas mit dem Namen verbinden, womöglich etwas gelesen haben. Man muss den Fragern ihre Enttäuschung, ja ihr Schuldgefühl von vornherein nehmen, noch immer hat die Literatur den schwachen Glanz

des Besonderen, Gebildeten. Aber wen kennen sie schon, außer Günter Grass und Donna Leon?

Und was schreiben Sie?

Romane.

Sie sind ins Portugiesische übersetzt?

Ja, ins brasilianische Portugiesisch.

Dann könnte ich Ihr Buch ja meinem Freund schenken. Schreiben Sie mir doch den Titel auf. Entschuldigen Sie, die Herren rufen. Er ging zu dem Tisch neben der Fächerpalme. Kam zurück mit zwei leeren Bierflaschen auf dem Tablett. Holte aus dem Eisschrank zwei Flaschen Tudor-Bier und zwei gekühlte Gläser, die in der feuchten Luft sogleich beschlugen.

Ich saß und trank »Janedas Verdes Dream« und wurde, es war reichlich Wodka in dem Dream, ruhig, sank langsam in eine ruhige Gelassenheit auf einen Grund, der im Stammhirn, auch Reptilienhirn genannt, liegt.

Der Barkeeper trug die beiden Flaschen und Gläser auf dem Tablett zu den Amerikanern, schenkte ein, sie redeten, sie lachten, er lachte, vielleicht, dachte ich, erzählt er den Amis die Geschichte von dem deutschen Schriftsteller, der sich im Nebel verschwommen hat.

Er kam zurück und sagte. Die haben zwei Witze, nach diesem Muster, kommt einer mit einer Ente in die Bar ... Den Witz habe ich schon mehrmals gehört, aber man muss dennoch lachen. Eine Strafe. Man müsste eine Zulage bekommen. Aber erzählen Sie von der Lesung gestern.

War ganz gut besucht, jedenfalls war der Direktor zufrieden. An die fünfzig Zuhörer. Allerdings waren die letzten beiden Reihen im Saal leer. Frauen und Männer, Deutsche, die wohl hier leben und arbeiten, ein paar Studentinnen, die Deutsch lernen. Der Direktor, der für diese heiße Stadt den unpassenden Namen Winterberg hat, sagte ein paar Begrüßungsworte. Ich habe gelesen. Danach wurden ein paar höfliche Fragen gestellt, und wie bei jeder Lesung in den Instituten gab es nach der Diskussion Häppchen und Wein. Gestern war der Weißwein sehr gut. Die Gäste langten kräftig

zu. Wahrscheinlich war der Wein ein Grund, wenn nicht gar der entscheidende, zu der Lesung zu kommen. Das Institut liegt in einem zweistöckigen, weißgestrichenen alten Gebäude. Es hat eine gewisse Bedeutung in der neueren portugiesischen Geschichte. Der damalige Direktor Meyer-Clason stellte während der Diktatur den Verschwörern die Räume zur Verfügung. Hier wurde die sogenannte Nelkenrevolution im April 1974 vorbereitet.

Den Direktor Winterberg hatte ich noch aus Deutschland gebeten, ob er einen Kollegen einladen könnte, Antonio Tabucchi, ein Italiener, der hier lebt und lehrt.

Er hatte ihm eine Einladung zugeschickt, zur Lesung und zu dem Empfang. Mit einer auf einem kleinen, runden Pumpnickel liegenden Garnele in der rechten Hand, in der Linken ein Glas Weißwein, erzählte Direktor Winterberg, wie kompliziert es sei, diesen Schriftsteller zu erreichen, da er zurzeit auf dem Land sei. Direktor Winterberg sagte, ich habe über meine Sekretärin und deren Bekannten, der wiederum einen Freund von Tabucchi kennt, ausrichten lassen, dass Sie ihn morgen gern treffen würden, um 14 Uhr, im Museum der Antiken Kunst. Wie ich gehört habe, geht er dort öfter hin. Hoffentlich kommt unsere stille Post bei ihm an. Und ich habe Tabucchi auch für das indische Abendessen eingeladen.

Kennen Sie diesen Tabucchi persönlich?, fragte der Barkeeper.

Nein. Nur seine Arbeit. Seine Prosa, die ich schätze. Ich wollte ihn kennenlernen. Gern hätte ich ihn etwas gefragt.

Und?

Ich habe ja schon gesagt. Ich wurde versetzt. Pünktlich um 14 Uhr war ich in dem Restaurant des Antiken Museums, das Direktor Winterberg als Treffpunkt genannt hatte. Eine Gruppe Touristen aus Frankreich saß da. Interessierte Bildungsbürger. Ich saß und wartete. Ich kenne Antonio ja nur von Fotos. An einem entfernten Tisch saß ein Mann, der in einer Zeitung las. Er hatte, wie ich fand, eine große Ähnlichkeit mit dem Bild in meiner Vorstellung. Die hohe Stirn, man muss wohl eher Glatze sagen, und die sich den Dingen geradezu entgegendrängenden Augen.

Haben Sie ihn nicht gefragt?

Doch, ich bin, eine gute halbe Stunde war vergangen, zu dem Mann hingegangen, habe gesagt, excuse me, are you Mister Tabucchi? Er blickte von seiner Zeitung, der La Repubblica, hoch, ja – Sie staunen – eine italienische Zeitung, und sagt nur: Sorry, I'm from Denmark.

Ich habe sorry gesagt und bin gegangen.

Der Barkeeper dachte nach. Könnte es sein, dass es doch der gesuchte Kollege war? Vielleicht hatte er gerade keine Lust zu reden. Denn das ist doch merkwürdig – ein Däne, der hier eine italienische Zeitung liest.

Was ist in dieser Stadt nicht merkwürdig? Natürlich ist mir das auch durch den Kopf gegangen. Andererseits – wenn er nicht mit mir reden wollte, warum ist er dann gekommen? Es sei denn, er wusste gar nichts von mir. Vielleicht hatte der Bekannte der Sekretärin des Direktor Winterberg ihn gar nicht erreicht oder vergessen, ihn anzurufen. Nein, ich denke, er war es nicht, denn so unhöflich wird dieser Antonio, den ich glaube aus seinen Büchern zu kennen, nicht sein. Haben Sie etwas von ihm gelesen?

Nein, sagte der Barkeeper.

Lesen Sie das »Indische Nachtstück«. Ein höchst vergnügliches Buch. Auch Direktor Winterberg mag es, Indien, das verbindet die beiden. Winterberg hat früher jahrelang Institute in Indien geleitet. Ein wahrer Kenner des Landes. Und ein Gourmet. Zugleich selbst ein hervorragender Koch. Beherrscht all die doch recht unterschiedlichen indischen Gerichte. Ich komme ja gerade von dem Essen. Heute Abend hat er gekocht, zu Ehren des Gastes aus Deutschland, wie es hieß, aber ich habe den Eindruck, dass auch eine junge Lehrerin, eine Portugiesin, ein Grund war. Direktor Winterberg strich wie ein alter Kater um sie herum. Sie war gerade als Ortskraft am Institut angestellt worden. Der Direktor Winterberg hatte den Tag mit den Vorbereitungen auf dem Markt und in der Küche verbracht, Lamm gab es, Huhn und Vegetarisches, wichtig waren all die kleinen und großen Näpfchen und Schüsselchen, er ließ mich, vor allem aber die junge Lehrerin

probieren, diese feinen Abschattungen, will ich mal sagen, von sauersüß, scharfsüß, brennend scharf, süß, und hinzu kamen die Farben. Direktor Winterberg bezieht die Gewürze direkt aus Goa, der ehemaligen portugiesischen Kolonie in Indien. Er fasste den Arm der jungen Lehrerin und führte sie an den Näpfchen vorbei und rief mir zu, kommen Sie, schauen Sie, dort Jalfrezi und hier das Madras, den Curry habe ich selber gemacht, traditionell, also Achtung: sehr scharf. Gut für die Hitze. Kosten Sie, hier der Reis, einfach die Fingerspitzen. Er ist ein Entzündeter, nicht nur wegen der jungen Lehrerin, ein Begeisterter, ein begnadeter Koch. Lissabon ist sein letzter Posten. Geht jetzt in Pension.

Die Amerikaner brachen in Gelächter aus.

Glauben Sie mir, diese Witze in der Bar sind für jeden Keeper der Welt eine Prüfung. Aber was gab es zu trinken?

Wein, ein guter Weißwein. Meine Frau trinkt am liebsten Rotwein. War aber ganz begeistert, ein besonderer Vinho verde, Tabucchi ist nicht gekommen. Ich bin nicht sicher, ob der Direktor in seiner Verliebtheit die Einladung nicht vergessen hat. Na ja, er hat den Tag über das Essen zubereitet. Immer mehr Männer kochen. Ich, sagte ich, bin zu Hause nur der Abwäscher.

Ich muss Ihnen nicht sagen, Kochen ist Zauberei. Ich bin immer vorsichtig, wenn wir eingeladen werden, habe ein Auge auf Bernardo. Die Hobbyköche sind die wahren Verführer. Und das Essen war gut?

Ganz hervorragend, sagte ich, aber eine Sauce, die mir der Direktor auf den Reis löffelte, war zwar vorzüglich, im Nachschmecken aber derart scharf, dass ich mich meiner Tränen nicht schämen musste, denn um mich herum weinten alle. Der Direktor Winterberg schenkte sodann einen indischen Whisky aus, destilliert aus Reis und Jakobsfrucht, einen Chuwarak.

Oh Gott, sagte der Barkeeper.

Ja. Das kann man wohl sagen. Meine Frau liegt jetzt im Hotel. Der Überfall, das Essen und dieser Chuwarak, dann die Taxifahrt ins Hotel. Der Fahrer raste mit uns durch die Stadt, ich glaube, der war mit Amphetaminen abgefüllt. Er brüllte bei jeder Kreu-

zung, die wir bei Rot und mit einem Dauerhupen überfahren, olé, olé. Ein Kamikazefahrer.

Ach, das ist normal, sagte der Barkeeper. Sehen Sie, ich lebe hier seit neun Jahren und erlebe fast nichts. Außer Montag habe ich jeden Tag Dienst. Ich stehe hier und höre zu. Aber glauben Sie mir, es sind ganz unglaubliche Geschichten, die ich höre. So wie Ihre. Habe mir schon überlegt, ob ich die aufschreiben soll. Wer viel reist, kann viel erzählen. Heißt es. Aber weit mehr gilt es für den Barkeeper, der zuhört.

Ich protestierte. Nein, das hier ist eine Ausnahme. Meine Reisen sind sonst recht gewöhnlich. Ich werde am Flughafen abgeholt, zum Hotel gebracht, halte meine Lesung, beantworte Fragen, die sich meist ähneln, danach gibt es einen kleinen Empfang, und am nächsten Tag werde ich wieder zum Flughafen gebracht. Nichts Aufregendes. Nichts ist mit dieser Reise zu vergleichen. Zu Hause wird mir niemand glauben.

Muss man Geschichten glauben? Die müssen doch nur einfach gut sein.

Na ja, sagte ich. Das ist dann Literatur.

Vielleicht war das heute alles etwas viel für Sie. Aber so ist die Stadt. Sie sind Schriftsteller, darf ich Ihnen noch einen Drink empfehlen? Den habe ich aus New York mitgebracht. Die Zubereitung habe ich übrigens von einem Dichter, einem Deutschen.

Wie heißt er?

Sie werden ihn nicht kennen. Kennt niemand. Hat nur einen Gedichtband veröffentlicht, in den 50er-Jahren. Liegt bei mir zu Hause, mit Widmung und einem Rezept. Hat er mit der Hand geschrieben. Ich war in der Ausbildung. Hatte das Glück, ins »Analogue« zu kommen. Hatte die Aufgabe, dezent die leeren Gläser einzusammeln. Im »Analogue« war der Dichter Stammgast. Gedichte sind wie gute Drinks, haben beide mit der Zunge zu tun, hat der Dichter gesagt.

Aber wie heißt er?

Reinhard Paul Becker.

Den kenne ich, rief ich, den kenne ich, was für ein verrückter

Tag, jetzt von ihm hier zu hören. Ich habe Paul Becker vor ein paar Jahren in New York getroffen. Wir haben uns im »Knickerbocker« getroffen. Ich war damals Writer in Residence, an der NYU. Machen Sie mir den Drink. Und dann muss ich ins Bett.

Ein Martini, ein wenig spät, jetzt für die Tageszeit. Aber da es nun einmal ein besonderer Tag ist, verrate ich Ihnen auch das Rezept, es kommt ja von einem Kollegen. Wichtig ist der gute Gin, also »Bombay« oder »House of Lords«. Er griff eine Flasche mit sechs stilisierten Löwen aus dem Bord. Er schüttete Eis in den Mixer, so sagte er, jetzt den Gin über das Eis gießen, damit der Martini sehr trocken wird, jetzt den weißen, er nahm eine elegant geschwungene »Noilly Prat«, ein kleiner Schuss weißer Wermut, Gin und Wermut ungefähr im Verhältnis 10 zu 1, und kurz rühren. Ein Butler der Vanderbilts hat gesagt, man soll das Wort Wermut nur über den Gin flüstern. Sie wissen vielleicht, Becker war eine Zeitlang Erzieher eines Vanderbilt-Sohns. So, sagte der Barkeeper, holte ein Glas aus dem Eisschrank und goss das Getränk ein, gab ein Stück Zitrone hinzu und dann einen Tropfen Angostura, das, sagte er, gibt dem Martini eine winzige pikante Note.

Ich schmeckte. Gut, sehr gut sogar.

Darf ich Sie fragen, was Sie von Tabucchi wollten?

Ich wollte mit ihm über einen Satz reden, den er Fernando Pessoa in den Mund gelegt hat. Sie müssen wissen, Tabucchi hat über Pessoa gearbeitet. Der Satz lautet: Die höchste Wahrheit besteht in der Fiktion.

Ich sagte schon, ich verstehe nichts von Philosophie.

Ein Amerikaner rief: Check, please!

Ich möchte dann auch zahlen.

Danke, sagte der Barkeeper, dann kann ich hier zumachen.

Gute Nacht, sagte ich.

Ich ging hinaus in die Nacht, eine kühle Brise war aufgekommen und streichelte die Blätter eines Maulbeerbaums.

Antonio, sagte ich, ich bin den ganzen Tag hinter Ihnen hergelaufen, und jetzt warten Sie hier.

Man soll nicht hinterherlaufen, sagte er.

Hätte ich Sie sonst getroffen?

Natürlich. Ich habe Sie doch durch die Stadt begleitet. Er hakte sich unter. Lassen Sie uns ein wenig über die Bedeutung des Zweifels reden.

So gingen wir langsam die Straße entlang, in Richtung des Hotels.

Martin Hielscher • Friedhelm Marx

»Die tiefste Lust an der Literatur«

Werkstattgespräch mit Uwe Timm

*Dieses Gespräch, das mit Uwe Timm am 30. 11. 2019 in seiner Wohnung in München geführt wurde, ist thematisch stark geprägt von der Beschäftigung mit Timms jüngstem Roman *Ikarien* und seinem essayistischen Werk über Literatur und Utopie *Der Verrückte in den Dünen*, das im Frühjahr 2020 erschienen ist.*

Marx: Mir scheint, dass in deinem jüngsten Roman *Ikarien* die Folgeschäden utopischen Denkens viel stärker in den Blick gerückt werden als in *Heißer Sommer* oder *Morenga*. Siehst du es auch so, dass sich dein Verständnis von Utopie durch die Beschäftigung mit der deutschen Geschichte, insbesondere mit dieser Spur, die direkt zur Rassenideologie geführt hat, verändert hat?

Timm: Es gibt Utopien in unserem Sinne, die emanzipatorisch sind, auf ein ziviles Leben ausgerichtet, aber es gibt natürlich auch andere Utopien, und so eine andere Utopie ist die Züchtung des Übermenschen, also auch das, was seit Nietzsches *Also sprach Zarathustra* durch Deutschland geisterte. Darauf haben sich ja viele bezogen, Geisteswissenschaftler, aber auch Naturwissenschaftler, denen es darum ging, eine höhere Bewusstseinsstufe zu erreichen. Diese Wunschvorstellung kommt in den letzten Jahren auch in der Diskussion um den Transhumanismus wieder auf. Nicht durch umständliche Züchtung, sondern durch genetische Eingriffe oder mithilfe technischer Mittel. Die Frage ist, wer bestimmt darüber und mit welchem Ziel wird das betrieben? Ist es eine Erweiterung des Bewusstseins, die lediglich das Ich im Konkurrenzkampf stärkt, oder bilden sich solidarische Inhalte heraus? Der Chip am Handgelenk, mittels dem man die Tür öffnen kann, ist ja ganz nett, aber all die anderen technisch-

wissenschaftlichen Überlegungen sind für mich Hekuba. Sie interessieren mich nicht, dafür umso mehr, was für eine emanzipative Einbildungskraft in der Wissenschaft, in der Politik und in der Literatur angelegt ist. Welche utopische Kraft liegt in der Literatur, in der Sprache? Literatur soll ja nicht die Transkription der Wirklichkeit sein, sondern in der Literatur entsteht immer eine Gegenwirklichkeit, die sich auch aus der Konstellation der Sprache speist. Und in der Literatur liegt das utopische Moment, dieses Delirium, wie Roland Barthes es nennt, der Abgrund, der zwischen Sprache und dem bezeichneten Ding liegt, im ästhetischen Spiel zu überbrücken. Der bedeutete Baum ist eben nicht mehr der Baum, an dem man sich den Kopf stoßen kann. Hinzukommt, dass man für einen Moment Zeit aufheben kann, nicht nur, dass die Zeit durch Vor- und Rückblenden eine andere Struktur bekommt, sondern man steht als Leser innerhalb der erzählten Zeit und gleichzeitig außerhalb. Die Zeitenthobenheit ist die tiefe Lust an der Lektüre. Darin liegt das utopische Moment der Literatur. Das gibt es so in der Wirklichkeit nicht. Und das gilt ähnlich für die Politik, es sind die Entwürfe nach vorn durchaus lustvoll, und selbst wenn sie gescheitert sind, liegt darin etwas von einer Ästhetik politischer Praxis. Für mich ist in *Ikarien* sichtbar geworden, dass in dem Moment, in dem die Utopien bis ins Dezimalsystem durchkonstruiert sind, wie in Étienne Cabet's *Reise nach Ikarien*, sie zugleich die Instabilität des Lebensfremden in sich tragen und damit auch das Umkippen in die Dystopie droht.

Marx: Das meinte ich gerade. Soweit bist du mit *Ikarien* von einer Dystopie nicht entfernt, weil du zeigst, dass eine Utopie, wenn sie so eng gefasst wird, in Dystopie umschlagen kann, oder?

Timm: Das würde ich in Bezug auf die Ikarier nicht unbedingt sagen. Die sind zwar gescheitert, sind zum Schluss bäuerlich geworden, und die letzten Mitglieder der Kommune wurden paradoxerweise Millionäre durch das Ansteigen der Bodenpreise,

aber immerhin ist da etwas gewesen, das sie erst mal in die Welt gebracht haben, bei dem sie bestimmte Vorstellungen artikuliert, auch gelebt haben, und das wirkt als Anspruch durchaus fort. Bis heute ist beispielsweise der Sechs-Stunden-Tag nicht erreicht, der schon bei Thomas Morus verlangt wird. Ganz zu schweigen von den entwickelten Gesundheitssystemen, sowohl bei Morus als auch bei Cabet. Die Form des Wohnens und des gemeinschaftlichen Zusammenlebens. Die Nachhaltigkeit der Produktion. Verhinderung der Überproduktion, das alles ist bei Cabet schon angedacht und sogar ausformuliert und wurde eine Zeit lang auch gelebt. Die Utopie ist als Begriff allerdings nicht nur positiv zu besetzen. Wir reklamieren diesen Begriff für uns im Sinne von Ernst Bloch, als schrittweise Emanzipation der Menschheit zu mehr Freiheit und Gleichheit, aber es gibt eine andere Utopie, die zur Dystopie drängt, das ist tatsächlich die Hölle, das sind die Nazis mit ihren Zuchtvorstellungen, deren Menschenbild die blonde Bestie Nietzsches war, der arische Herrenmensch. Diese Aufzucht implizierte, dass man jeglichen Defekt gleich ausmerzen musste – durch Sterilisation und durch Tötung. Im Sinne dieser verquasteten Rassenlehre wurden andere, als minderwertig geltende Völker umgebracht.

Hielscher: Interessant finde ich, dass die Ideen zu *Ikarien* 40 Jahre zurückreichen. Dein Werk bildet von heute aus gesehen einen unterirdischen Zusammenhang, also da ist eine Art Klammer, auch eine biografische Klammer und so hatte ich das auch gelesen mit den Wünschen, mit den Sehnsüchten, die sind ganz früh da und werden in ihrer Janusköpfigkeit gezeigt. Wie das mit den Ärzten, ein sehr gutes Beispiel dafür. In *Ikarien* gibt es einerseits Ploetz, den Großvater deiner Frau, den Mann, der ursprünglich wohlmeinend diese Eugenik mitentwickelt und das Programm, den Code, die Software für die Ärzte schreibt, die dann ausmerzen und töten, aber es wird auch dieser andere Arzt, Dr. Brenner in Zürich beschrieben, im Burghölzli, der die Schwerstbehinderten, die unrettbar Behinderten, betreut und das als Teil seines Ethos

versteht. In der Ärzteschaft selbst gibt es also diese beiden Haltungen. Und dann ist die Frage, wie sind die beiden Optionen des Utopischen ineinander vermittelt? Es ist nicht so, dass per se jedes utopische Modell zum Scheitern verurteilt wäre, was ja immer alle behaupten, die das nicht wollen, oder alle Ärzte automatisch böse werden, weil es aus dem instrumentellen Denken der Medizin heraus vielleicht so angelegt ist, sondern es gibt immer noch eine Option, innerhalb der Medizin oder innerhalb dieser Gemeinden. Kann man deine Bücher so lesen, dass sie diese komplexe Ambivalenz immer weiter entfalten? Und dass also auch *Ikarien* Utopie überhaupt nicht verabschiedet?

Timm: Ich finde nicht, dass ich dort die Utopie verabschiede, schon weil die zentrale Figur dieser Mann im Antiquariat ist. Karl Wagner ist derjenige, der motivisch und theoretisch auch vermittelt zwischen seinem Freund Ploetz und Dr. Brenner im Burghölzli. Dr. Brenner sagt, dass die Pflege der Schwerstbehinderten erhalten werden muss auch im Sinne eines umfassenden Menschenverständnisses, weil sie eigentlich die Heiligen sind, sie verweisen auf die Glücklichen, die gesund sind, und die Unglücklichen, Beschädigten, gehören eben unbedingt dazu, das ist ein Teil des Menschenbildes, das man nicht abspalten kann, diejenigen, die im tiefsten Dunkel leben, wirklich im tiefsten Dunkel, womöglich ohne Bewusstsein. Auch sie gehören zu diesem Wunder Leben. Es ist offenbar nicht allen aufgegangen, dass derjenige, der diesen utopischen Gedanken ja weiterträgt und auch darüber reden und Zeugnis ablegen kann, Wagner ist, der unten im Keller des Antiquariats die Nazizeit überlebt hat und davon berichten kann. Damit wird doch auch angedeutet, dass seine politische Überzeugung nicht völlig gescheitert ist, sondern dass die emanzipatorischen Momente der basisdemokratischen und sozialistischen Politik, die unterdrückt und ausgelöscht wurden, wenn auch beschädigt, lebendig bleiben. Sie müssen verteidigt und in die Zukunft getragen werden, davon bin ich zutiefst überzeugt.

Marx: Das habe ich gar nicht in Abrede stellen wollen, mich interessieren Neuakzentuierungen, leichte Verschiebungen, und mein Eindruck war, dass du diesen utopischen Impuls in *Ikarien* vielschichtiger thematisierst, als es noch in *Heißer Sommer* möglich war. Ist das eine kleine Verschiebung, in dieser Schärfe zu bezeichnen, wie schnell ein solcher Impuls instrumentalisiert wird, kanalisiert wird, in eine ganz andere Richtung führt? Das scheint mir jedenfalls etwas zu sein, das im *Heißen Sommer* noch nicht in dieser Weise auftaucht.

Timm: Im *Heißen Sommer* trifft der Protagonist einen Mann, der von einem Widerstandskämpfer erzählt, eine Geschichte, die der Protagonist dann wieder weitererzählt, um damit eine Frau zu beeindrucken, also eine zynische Form, die das Erzählen thematisiert, aber eben dadurch verstärkt von einer Option politischen Handelns berichtet. Das ist ein utopischer Impuls für Ullrich Krause. Und *Morenga* behandelt doch auch Vorstellungen des Nationalismus, der Rasse. *Ikarien* ist schon angelegt in *Morenga*, auch biografisch, von der Schreibchronologie her. Als ich an *Morenga* gearbeitet habe, bin ich auf die Problematik des Sozialdarwinismus und des Rassismus gestoßen. Ich habe gleich nach Abschluss des *Morenga*-Manuskripts den Vertrag für *Ikarien* gemacht. Das ist ein Projekt, das, wie gesagt, schon weit über vierzig Jahre existierte. *Ikarien* hängt unmittelbar mit *Morenga* zusammen. Was den Rassismus, also die Vorstellung von der höheren weißen Rasse angeht. Eine Hierarchie, die den Europäern das Recht gab, die Afrikaner zu entrechteten. Ein Oben und Unten, eine Abstufung nach Hautfarbe, ein Denken in Unterschieden, aus dem sich der Anspruch auf Herrschaft ableitete. Der war zwar in ganz Europa verbreitet, aber in kaum einer anderen Nation so stark wie in Deutschland. In England war man viel pragmatischer, in England konnte man aufsteigen, da gab es schon im 19. Jahrhundert Inder, die in die englische Gesellschaft aufgenommen wurden, in der französischen Akademie gab es einen Schwarzen aus Haiti, das wäre in Deutschland unmöglich gewesen. In Deutschland war da

immer diese Verbindung zwischen Blut und Adel. Aus der Vorstellung von Adel und blauem Blut haben die Nazis die Ideologie vom Volk der Arier gemacht. Jetzt sollte das ganze Volk adelig, weil arisch sein. Am deutschen Wesen soll die Welt genesen, hieß es noch im Wilhelminismus. Die Nazis brachten dann den Begriff des Herrenvolks auf. Das ist thematisch in *Morenga* angelegt. Als ich damals in Namibia herumfuhr, noch unter der Herrschaft der Apartheid, konnte ich die Nama beobachten, ihre Freundlichkeit und Ruhe, die Würde in ihrer Armut und Deklassierung. Kropotkin hat das an den Hottentotten beschrieben und lobt – damals war das noch ein neutraler, gebräuchlicher Begriff, erst später wurde er despektierlich –, die Zärtlichkeit gegenüber den Kindern, die gegenseitige Hilfe untereinander. Und mit welcher ungeheurer Verachtung und Verblendung wurden sie von der deutschen Kolonialmacht und der späteren südafrikanischen Besatzungsmacht behandelt. Das sozialdarwinistische Denken sah sie weit zurückgeblieben in der menschlichen Entwicklung. Früher oder später würden sie aussterben, also war es nicht falsch, dem etwas nachzuhelfen. Erst als sich im Aufstand zeigte, dass sie das deutsche Militär, das als das beste der Welt galt, immer wieder mit ihrer Guerillataktik schlugen, sagten die deutschen Offiziere, dieser Morenga muss unseren Clausewitz gelesen haben. Die Herero und Nama haben sich damals erhoben, um, wie Morenga in einem Interview sagte, Menschen zu bleiben. So haben auch die Afrikaner im späteren Namibia und in Südafrika gegen die Apartheid gekämpft, auch militärisch. Die Unabhängigkeit ist ihnen nicht geschenkt worden, sie wurde erkämpft.

Hielscher: Ich dachte noch über die Figur Karl Wagner aus *Ikarien* nach, er ist Sozialdemokrat, wird für einige Zeit in Dachau eingesperrt und ist auch weiterhin bedroht von der Gestapo, wird gesucht und überlebt in einem Antiquariat und auch noch im Keller, als einsamer Leser und Schreiber, macht Aufzeichnungen und redet so ein bisschen vor sich hin, und solche Gestalten gibt es bei dir ja mehrere. Für mich ist er auch eine Art Autorenimago, der

haust ja nicht umsonst in einem Antiquariat und unten im Keller stehen diese Bücher, die von den Nazis verboten worden sind, quasi wie Kassiber. Wagner ernährt sich gewissermaßen davon, er überwintert da unten und überlebt und mit ihm überlebt dieser utopische Gedanke. Für mich ist das auch ein Bild für die Literatur und für den Schriftsteller. Wagner ist aber eine einsame Gestalt. Wenn man noch mal auf deine Anfänge zurückkommt und auf 1968 und deine persönliche Erfahrung mit Schreibgruppen, Theaterarbeit, Agitprop usw.: Du hast eine prägende Vergangenheit, was kollektive schriftstellerische und künstlerische Arbeit anbelangt, aber die Figuren in deinen Romanen bis hin zu Wagner sind oft Solitäre. Also du hast diese Anarchen, diese Solitäre, Gottschalk ist auch so eine Gestalt, bis hin zu ausgesprochenen Desperados usw. Du hast ganz oft scheiternde Figuren, viel häufiger, als man annehmen würde, wenn man bedenkt, der Grundton bei dir ist ja nicht so melancholisch, es gibt melancholische Passagen, aber dein Grundton ist nicht so gestimmt. Du bist ein erfolgreicher Schriftsteller, offen, kommunikativ, deine Lesungen sind sehr gut besucht, du genießt große Aufmerksamkeit, du bist kein einsamer Autor, aber deine Figur Wagner ist es schon sehr.

Timm: Ich bin im Gegensatz zu eurer Arbeit einsam. Ich sitze in meinem Zimmer und schreibe. Also gut, meine Frau, Dagmar, sitzt nebenan, auch sie schreibt und übersetzt. Ich bin acht oder zehn Stunden allein, dazwischen esse ich und unterhalte mich, telefoniere hin und wieder, das ist die Schriftstellerei. Ich sehe den ganzen Tag meine Hände, beim Schreiben, beim Lesen. Ich lebe wie ein Trappist, das hört sich jetzt etwas dramatisch an, aber es ist so, und es gefällt mir. Ich höre in meinem Kopf meine Stimme beim Schreiben, die wiederholt die Wörter, die Sätze, und ich schreibe sie dann um und um. Es ist ein einsames Tun. Vielleicht spiegelt sich das in diesen Figuren, die ich mag, die zögern, auch versagen und sich versagen. Im Schreiben steckt immer die Gefahr, zu scheitern. Für mich eine Urangst, aus allem heraus-